

# Jörg Frommer/Sabine Frommer: Max Weber und das psychologische Verstehen. Werkgeschichtliche, biographische und methodologische Perspektiven. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht unipress 2022, 202 S., ISBN 978-3-8471-1264-8, 40 €

Thomas Schwinn

Die hier versammelten neun Aufsätze stammen aus den Jahren 1990 bis 2001 und die beiden Autor:innen begründen in der Einleitung und dem letzten Beitrag die erneute Veröffentlichung mit einem nach wie vor bestehenden Desiderat der Max Weber Forschung. Das psychologische Verstehen habe nicht die nötige Aufmerksamkeit gefunden, und zwar in einem doppelten Sinne: in Webers Werk selbst und in dessen Bedeutung für die Berufspraxis und Forschungsmethodik der Psychotherapie. „Hier setzt unser Projekt an: Es rekonstruiert zumindest fragmentarisch Max Webers bisher nicht berücksichtigten Beitrag zu einer akademisch soliden *Verstehenden Psychologie*, ergänzt diese Analyse durch den Blick auf sein persönliches Ringen mit Irrationalität, Emotionalität und Leiden, und legt sowohl professionssoziologische als auch methodologische Erträge aus dieser Perspektive vor“ (S. 15). Die beiden Autor:innen haben sich viel – zu viel – vorgenommen. Zwischen der Grundstruktur moderner Gesellschaft und ihrer Kultur, Max Webers biographischem Zusammenbruch, seinen Ausführungen zum psychologischen Verstehen und den Konsequenzen für die Psychotherapie werden Zusammenhänge hergestellt, die einer sorgfältigen Prüfung nicht standhalten, zumindest differenzierter ausfallen müssten. Die Aufsätze sind in vier Teile geordnet: Webers Auseinandersetzung mit der Psychologie seiner Zeit; sein Begriff des psychologischen Verstehens; Max Webers Krankheit und die Erträge für Praxis und Forschung der Psychotherapie. Die über ein Jahrzehnt streuenden Aufsätze weisen viele Redundanzen und thematische Überschneidungen auf. Es ist sinnvoll, sie quer zu lesen.

Der schwächste Strang ist der allgemeine Kulturpessimismus, in den die Autor:innen einstimmen. Die moderne Gesellschaft habe ein Maß von „Komplexität“ erreicht, die das Individuum überfordere, gar zur These einer „Antiquiertheit der Psyche“ führe, „die davon ausgeht, daß ein Mißverhältnis zwischen den Möglichkeiten der Psyche und den Anforderungen des Lebens in der modernen Zivilisation besteht“ (S. 71). Bei den Zeitgenossen Max Webers, Willy Hellpach und Sigmund Freud, finden sich solche Annahmen, die in immer wieder ähnlichen Varianten aufblühen, etwa bei Alain Ehrenberg *Das erschöpfte Selbst* oder, in diesem Band nicht berücksichtigt, bei Hartmut Rosa, der einen Zusammenhang von *Beschleunigung und Depression* herstellt. Ein bunter Strauß von sozialen Ursachen erzeuge psychisches Leiden und Krankheit: Bedeutungsverlust von Religion und Wertantinomien; eine Überfülle an Eindrücken und Einflüssen; das „Nachlassen der Stilsicherheit“; gestiegene Leistungsanforderungen; komplexe Rollenerwartungen etc. All dies führe zu einer Überforderung des Individuums, zu „Ohnmacht“, „Kraftlosigkeit“, „Nicht-mehr-bewältigen-können“, „Selbstwertproblemen und -verunsicherungen“, „Kapitulation vor dem allzu Schweren“ (S. 65–76, S. 131–133), die schließlich in „depressive Zusammenbrüche“ münden – der „Volkskrankheit der Moderne“ (S. 24, S. 170). Hier werden viele kulturpessimistische Denkgestalten bemüht. Es hätte doch auffallen müssen, dass die Diagnosen nicht übereinstimmen.

Während Hellpach die Auflösung der Gewissheiten, die mangelnde Ordnungsvorgaben für das Individuum in der modernen Gesellschaft als Problem herausstellt (S. 65–67, S. 131 f.), sieht Freud den modernen Zivilisationsprozess auf eine Unterdrückung der Lebensimpulse zulaufen aufgrund einer einengenden Ordnung (S. 118 f., S. 142). Zu wenig oder zu viel Ordnung? Und dies soll mit Webers mehr Verwirrung als Klarheit schaffenden Metapher vom *stahlharten Gehäuse* konvergieren? Hier bleiben einige lose, unverbundene Fäden liegen. Webers differenzierte Argumentation lässt sich auf jeden Fall nicht für simple kulturpessimistische Thesen einspannen.

Unberücksichtigt bleiben in der Einleitung und dem Schlussbeitrag neuere Forschungen zum Zusammenhang moderne Gesellschaft und Depression (vgl. Bär 2015; Dornes 2016). Zweifelhaft ist, ob überhaupt eine Zunahme psychischer Erkrankungen festgestellt werden kann. Der Diagnoseprävalenz entspricht keine Realprävalenz. Ärzt:innen diagnostizieren zwar mehr Depressionen, aber dies vor allem vor dem Hintergrund gesteigerter Sensibilitäten für psychische Krankheiten. Die Grenze zwischen gesund und krank verschwimmt und es wird eine „Pathologisierung der Normalität“ bzw. eine „Normalisierung des Pathologischen“ beklagt (Dornes 2016, S. 37). Der sechste Aufsatz ist mit *Soziologische Aspekte der depressiven Struktur* betitelt. Eine Soziologie ist aber nicht erkennbar. Diese müsste genauer darlegen, warum vor allem das Herausfallen aus der Arbeitswelt, z. B. durch Arbeitslosigkeit, krank macht und weniger das Eingespant-Sein in Arbeitskontexte (Bär 2015). Die Thematisierung von Schicht- und Ungleichheitseffekten fehlt gänzlich (Dornes 2016, S. 10 f.). Leistungsdruck kann sicherlich krank machen, aber hier können wir nicht, wie es die Autor:innen annehmen (S. 170, S. 24), von einer Volkskrankheit reden. Eine neuere Studie (Ebner 2024; vgl. a. Lieb/Rigotti/Schäfer 2025) geht von 10 Prozent der Beschäftigten aus. Die meisten Menschen kommen relativ gut und unproblematisch mit den Anforderungen moderner Lebensverhältnisse zurecht (Lieb/Rigotti/Schäfer 2025). Die soziologische Rollentheorie hat dieses Mikroarrangement modernen Lebens genauer in den Blick genommen. „Die Rollentheorie ist eine Entspannung der Weberschen Wertsphären. Die Rollentheorie sagt: Du musst Mutter sein und Wissenschaftlerin und Wählerin und Geliebte und das kriegst du nicht unter einen Hut. Das kannst du nur temporalisieren und sagen, Geliebte abends, Mutter tagsüber, Religion am Wochenende... Das ist dann alles nicht so heroisch wie bei Weber, aber es ist lebbar“ (Kaub/Kaesler/Schluchter 2023, S. 192, vgl. auch S. 187 f.).

Der zweite Strang des Buches zu Max Webers Krankheit wird nahtlos aus dem ersten abgeleitet. Webers persönliches Lebensschicksal lege in „paradigmatischer Weise Zeugnis [ab] von den Risiken des Scheiterns der Lebensführung in der Moderne“ (S. 24); er sei die „idealtypische Gestalt des modernen Menschen“ (S. 102); „stahlhartes Gehäuse“ und seine Depression „stehen sich spiegelbildlich gegenüber“ (S. 182, S. 175). Das wird in den versammelten Aufsätzen gar nicht gezeigt, sondern was dargelegt wird, ist das Entstehen von Webers Erkrankung aus einer spezifischen Familienkonstellation, die nicht aus einer allgemeinen Makrostruktur moderner Gesellschaften abgeleitet werden kann. In Webers Verwandtschafts- und Familienkreis treten psychische Erkrankungen gehäuft auf (S. 104 f.). Es ist vor allem Webers Herkunftsfamilie, die als bedeutsam hervorgehoben wird. Die Spannung zwischen der „tief religiösen“ Mutter und dem „Weltmensch“ Vater habe eine „pathogene Bedeutung“ bei der Entstehung seiner depressiven Erkrankung (S. 105, S. 15). „Deren Kern besteht in der bereits von Mitzman (1984) beschriebenen ungelösten ödipalen Konfliktkonstellation, die ihn als loyalen Verbündeten seiner sexualfeindlichen Mutter im Ehekonflikt mit dem autoritären Vater versteht. Hierdurch wurde eine positive Besetzung männlicher Libido und Sexualität beeinträchtigt, einhergehend mit einer massiven Verdrängung sexueller Wünsche ganz im Sinne protestantischer Askese, und einer asexuell konzipierten Partnerschaft zu Marianne, in der zudem das Inzesttabu aufgrund der verwandtschaftlichen Nähe jede Sexualität zum Verbotenen erklärte“ (S. 178). Hier wirkt nicht das angeblich krank machende mo-

derne „stahlharte Gehäuse“, sondern der gleichsam vormoderne Überhang eines gesteigerten, asketischen Protestantismus in Gestalt der Mutter, der Webers Arbeitssucht und seine sexuelle Problematik verständlich macht.

Mit der Unterscheidung in endogene Depression, d. h. biologisch bedingt und unverstehbar, versus „reaktiv-psychogene Depression“, verstehbar durch Lebensumstände bedingt, ist Webers Erkrankung nach Einschätzung der Autor:innen, auch aufgrund der Materiallage, schwer fassbar (S. 105). Bei der Lektüre fragt man sich allerdings, wie bedeutsam genetische Dispositionen im Falle von Weber sind, wenn für sein näheres familiales und verwandtschaftliches Umfeld acht Fälle ernsthafter psychischer Erkrankungen aufgelistet werden (S. 104 f.). Ihre Feststellung, „[u]nser diagnostische Einordnung, die Webers Konflikt vollständig im Bereich des biographisch verstehbaren verortet“ (S. 176), ist nicht ganz nachvollziehbar.

Trotz der Bemühung um vorsichtige Formulierungen können die Autor:innen nicht der Versuchung widerstehen, Biographie und Werk ineinander zu schieben. Sie sprechen von einer „Konvergenz und Parallelität zwischen dem Werkdiskurs [...], biographischem [...] und psychopathologischem Diskurs“ (S. 101); das Werk verstehen sie als „gelungene Bewältigung der Grundproblematik [...] der Erkrankung der betreffenden Person“ (S. 121). Insbesondere seine Religionsoziologie begreifen sie als therapeutische Bewältigung seiner psychischen Erkrankung und Krise. „Webers im psychischen Sinne [...] masochistische Über-Ich-Pathologie steht somit in enger Wahlverwandtschaft zu seiner späteren religionsoziologischen Forschungsthematik und der Gedanke erscheint nicht weit hergeholt, dass ihm die Beschäftigung mit der historischen Entstehung, den Formen und den gesellschaftlichen Funktionen asketischer Lebensformen dabei geholfen hat, diese Formen der Selbstschädigung zu überwinden“ (S. 178). Auch Kaeslers umfangreiche Biographie unterliegt diesem biographischen Reduktionismus (Kaesler 2014). Schluchter hat hier entschieden widersprochen: „Zunächst war die Ausgangslage, wie das Verhältnis zwischen Leben und Werk aussieht. Und ich glaube, da gibt es ein großes Problem [...] die Beziehung zwischen Werk und Person kann nicht so eng gefasst werden, dass man sagen kann, es gibt bestimmte Erlebnisse, und die spiegeln sich unmittelbar im Werk wider. Es gibt eine deutliche Distanz zwischen der Entwicklung des Werkes und der Entwicklung der Person. Weber hat ja immer gerne den Begriff der Eigengesetzlichkeit benutzt, und mir geht es darum, jeden Reduktionismus zu vermeiden“ (Kaube/Kaesler/Schluchter 2023, S. 179 f.). So hat sich Weber schon vor seiner Krise mit dem Einfluss des Protestantismus auf die Entwicklung der Wirtschaft beschäftigt (Schluchter 2016, S. 10).

Der zentrale und titelgebende Strang widmet sich der Kategorie des psychologischen Verstehens bei Max Weber. Die Autor:innen wenden sich gegen die Einschätzung, bei ihm dominiere ein rationalistischer Bias (S. 32, passim); primär verständlich sei das zweckrationale Handeln und die emotionalen Aspekte habe er vernachlässigt. Weber hafte zudem der „Ruf als ‚Psychologie-feindlich‘“ (S. 33) an. Auf überzeugende Weise korrigieren die Autor:innen diese Fehlwahrnehmung. Webers Auseinandersetzung mit der Psychologie seiner Zeit wird rekonstruiert. Natur- wie kulturwissenschaftliche Richtungen lagen vor. Für Emil Kraepelin sind organisch-physiologische Grundeigenschaften das Bestimmende des Menschen, auch seiner Psyche, und diese seien festen Gesetzmäßigkeiten unterworfen (S. 34 ff.). Ohne dass Weber das Einwirken somatischer Vorgänge auf psychische leugnet, wendet er sich gegen die „glaubensfrohe Stimmung des materialistischen Monismus“ (S. 57), mit dem die Sozial- und Kulturwissenschaften naturwissenschaftlich reduziert werden. Ein Gegenentwurf lag bei Willy Hellpach vor, der soziale und kulturelle Phänomene in ihrer psychischen Relevanz berücksichtigt (S. 38 ff.). Auch Sigmund Freud ringt mit diesem Problem und der Frage, welchen Wissenschaftsstatus seine Disziplin hat: Einerseits begreift er die Psychoanalyse als Naturwissenschaft, andererseits betont er das interpretatorische Moment, Krankengeschichten seien wie Novellen zu lesen (S. 141). Wie bei anderen Teilen seines Werkes

auch, steht Weber im Bezugsfeld vieler Referenzautoren, ohne dass er seine Theorieanlage von diesen übernehmen würde.

Worin besteht die Eigenart des psychologischen Verstehens? Es habe nichts mit Einfühlen zu tun. Hier grenze er sich von Karl Jaspers ab (S. 94 f.). Deuten sei kein intuitiver Vorgang, kein „inkommunikables Privateigentum eines begabten Forschers“, sondern benötige den Bezug auf eine verallgemeinerbare Begrifflichkeit (S. 42). Im Unterschied zum zweckrationalen Handeln seien die motivierenden affektbeladenen psychischen Vorgänge dem Handelnden nicht bewusst, sie seien aber, das ist für den therapeutischen Prozess zentral, bewusstseinsfähig (S. 92). Die Autor:innen greifen auf Hellpachs Verständnis von Verdrängung zurück, der diese als „Auflösung der Verknüpfung von Gefühlserlebnis und zugehöriger Vorstellung“ begreift (S. 90). Erst die Rekonstruktion dieses subjektiv verlorengegangenen Zusammenhangs mache dieses Phänomen verständlich und das Typische des psychologischen Verstehens aus.

Man fragt sich, ob damit das spezifisch Psychologische nicht zum Verschwinden gebracht wird. „Von einem ‚psychologischen‘ Verstehen zu sprechen, ist mißverständlich, da es nicht um psychische Gegebenheiten und Abläufe als solche geht, sondern um von diesen ermöglichte und getragene, aber je konkrete, ‚qualitative‘, sinnhafte Inhalte“ (Weiß 2018, S. 10). Erstaunlicherweise fehlt in diesem Aufsatzband eine Auseinandersetzung mit Heinrich Rickert, der Verstehbares auf intellektuell Nachvollziehbares reduziert. Karl Jaspers hat dagegen, kritisch absetzend, das Moment des Einfühlbaren hervorgehoben (Schwinn 1993). Weber (1982, S. 116) unterscheidet die „kategoriale Evidenz“, etwa mathematischer Erkenntnisse, von der phänomenologischen Evidenz, „welche die ‚Einfühlung‘ in solche qualitativen Hergänge besitzt“, die das Charakteristische des psychologischen Verstehens ausmache.

Der für den Rezensenten interessanteste Strang wird im achten Kapitel mit dem Titel *Psychotherapie als Beruf* entfaltet. Die klassische Psychotherapie lebt vom „Glauben an die verändernde Kraft der Vernunft“. Der Therapeut ist ein „Aufklärer, der durch die Vermittlung wahrer Einsicht die Selbsterkenntnis des Patienten fördert“ (S. 139). Gegen diese „klassische Einsichtstherapie“ als „paternistische Vernunfttechnik“ (S. 144) wendet sich die „Neue Therapiebewegung“. Im Gespräch wird weniger Emotion durch Reflexion diszipliniert, als eine „korrigierende emotionale Erfahrung“ durch „empathisches Einfühlen“ gesucht (S. 146, S. 148). Die Autor:innen sehen die Gefahren eines solchen professionellen Selbstverständnisses „Intimität als Beruf“. Der Erlebnishunger wird bedient und es „droht der Missbrauch charismatischer Autorität“ (S. 150). Gleichwohl kann darauf nicht gänzlich verzichtet werden. Kritisch-rationale und empathisch-einfühlende Aspekte stehen in einem sich gegenseitig relativierenden Spannungsverhältnis (S. 150). Dafür wäre es aber wichtig gewesen, das einfühlende Moment im psychologischen Verstehen ernst zu nehmen und genauer zu entwickeln. Wie dargelegt, werten die Autor:innen es zugunsten des intellektuell Verstehbaren ab.

Die Aufsatzsammlung ist mit Themen überfrachtet. Die einzelnen Stränge werden in stark reduktionistischer Weise ineinandergeschoben. Kulturpessimismus, Webers Krankheit und sein Konzept des psychologischen Verstehens sollen auseinander entfaltet werden und sich wechselseitig erklären. Das bekommt der Sache nicht. Gleichwohl sollte die Sammlung in der weiteren Beschäftigung mit Max Webers Konzept des psychologischen Verstehens berücksichtigt werden.

## Literatur

- Bär, S. (2015): Gesellschaftliche Bedingungen von Depression und Burnout. In: Holm-Hadulla, R. M./ Draguhn, A. (Hrsg.): Die vielen Gesichter der Depression. Ursachen, Erscheinungsformen und Behandlungsweisen. Heidelberg, S. 111–142.
- Dornes, M. (2016): Macht der Kapitalismus krank? Über seelische Gesundheit und Krankheit in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.
- Ebner, C. (2024): Woran man suchthafte Arbeiten erkennt.  
<https://www.forschung-und-lehre.de/karriere/woran-man-suchthafte-arbeiten-erkennt-6263>  
(23.01.2025)
- Kaesler, D. (2014): Max Weber. Preuße, Denker, Muttersohn. Eine Biographie. München.
- Kaube, J./Kaesler, D./Schluchter, W. (2023): Max Weber: Interpret der Moderne. In: Bachmann, U./ Schwinn, T. (Hrsg.): Max Weber revisited: Zur Aktualität eines Klassikers. 2. Auflage Weinheim/Basel, S. 179–196.
- Lieb, K./Rigotti, T./Schäfer, S. (2025): Ausgebrannt sein. Burnout als Risikozustand. In: Forschung & Lehre 32. Jg., H.1, S. 36-39.
- Schluchter, W. (2016): Max Webers späte Soziologie. Tübingen.
- Schwinn, T. (1993): Max Webers Verstehensbegriff. In: Zeitschrift für philosophische Forschung, 47. Jg., H. 4, S. 573–587.
- Weber, M. (1982): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 5. Auflage Tübingen.
- Weiß, J. (2018): Einleitung. In: Max Weber Gesamtausgabe, Bd. I/12, Verstehende Soziologie und Werturteilsfreiheit. Schriften und Reden 1908–1917, hrsg. v. Johannes Weiß. Tübingen, S. 1–92.